

St. Matthäus-Kirche Berlin-Tiergarten

hORA – am 2. Sonntag nach Ostern

10. 4. 2016 - 18 Uhr

Lesung des Evangeliums Johannes 4,1-26

[Lektorin liest]

Als nun Jesus erfuhr, dass den Pharisäern zu Ohren gekommen war, dass er mehr zu Jüngern machte und taufte als Johannes - obwohl Jesus nicht selber taufte, sondern seine Jünger -, verließ er Judäa und ging wieder nach Galiläa. Er musste aber durch Samarien reisen. Da kam er in eine Stadt Samariens, die heißt Sychar, nahe bei dem Feld, das Jakob seinem Sohn Josef gab. Es war aber dort Jakobs Brunnen. Weil nun Jesus müde war von der Reise, setzte er sich am Brunnen nieder; es war um die sechste Stunde.

Da kommt eine Frau aus Samarien, um Wasser zu schöpfen. Jesus spricht zu ihr: Gib mir zu trinken! Denn seine Jünger waren in die Stadt gegangen, um Essen zu kaufen. Da spricht die samaritanische Frau zu ihm: Wie, du bittest mich um etwas zu trinken, der du ein Jude bist und ich eine samaritanische Frau? Denn die Juden haben keine Gemeinschaft mit den Samaritanern. Jesus antwortete und sprach zu ihr: Wenn du erkennst die Gabe Gottes und wer der ist, der zu dir sagt: Gib mir zu trinken!, du hättest ihn und er gäbe dir lebendiges Wasser. Spricht zu ihm die Frau: Herr, hast du doch nichts, womit du schöpfen könntest, und der Brunnen ist tief; woher hast du dann lebendiges Wasser? Bist du mehr als unser Vater Jakob, der uns diesen Brunnen gegeben hat? Und er hat daraus getrunken und seine Kinder und sein Vieh. Jesus antwortete und sprach zu ihr: Wer von diesem Wasser trinkt, den wird wieder dürsten; wer aber von dem Wasser trinken wird, das ich ihm gebe, den wird in Ewigkeit nicht dürsten, sondern das Wasser, das ich ihm

geben werde, das wird in ihm eine Quelle des Wassers werden, das in das ewige Leben quillt. Spricht die Frau zu ihm: Herr, gib mir solches Wasser, damit mich nicht dürstet und ich nicht herkommen muss, um zu schöpfen! Jesus spricht zu ihr: Geh hin, ruf deinen Mann und komm wieder her! Die Frau antwortete und sprach zu ihm: Ich habe keinen Mann. Jesus spricht zu ihr: Du hast recht geantwortet: Ich habe keinen Mann. Fünf Männer hast du gehabt, und der, den du jetzt hast, ist nicht dein Mann; das hast du recht gesagt. Die Frau spricht zu ihm: Herr, ich sehe, dass du ein Prophet bist. Unsere Väter haben auf diesem Berge angebetet, und ihr sagt, in Jerusalem sei die Stätte, wo man anbeten soll. Jesus spricht zu ihr: Glaube mir, Frau, es kommt die Zeit, dass ihr weder auf diesem Berge noch in Jerusalem den Vater anbeten werdet. Ihr wisst nicht, was ihr anbetet; wir wissen aber, was wir anbeten; denn das Heil kommt von den Juden. Aber es kommt die Zeit und ist schon jetzt, in der die wahren Anbeter den Vater anbeten werden im Geist und in der Wahrheit; denn auch der Vater will solche Anbeter haben. Gott ist Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Spricht die Frau zu ihm: Ich weiß, dass der Messias kommt, der da Christus heißt. Wenn dieser kommt, wird er uns alles verkündigen. Jesus spricht zu ihr: Ich bin's, der mit dir redet.

Predigt

(Bischof Prof. Dr. Michael Bünker)

Gottesdienstteam:

Prediger: Bischof Prof. Dr. Michael Bünker

Liturg: Pfr. Hannes Langbein

Kantor und Organist: Lothar Knappe

Lektorin: Christiane Kehl

Kirchdienst: Katharina Hanstedt

Liebe Gemeinde,

bitte gestatten Sie mir, dass ich ein wenig biographisch einsteige, wo Sie mich doch noch gar nicht kennen. Ich wurde im Jahr 1954 in einem evangelischen Pfarrhaus geboren und wuchs in Österreichs südlichstem Bundesland, Kärnten, auf. In meinem Heimatort gab es rund ein Viertel Evangelische, das ist für österreichische Verhältnisse bemerkenswert viel. Die überwiegende Mehrheit gehörte zur Römisch-Katholischen Kirche. Vereinzelt hörte man von ehemaligen Katholiken oder Protestanten, die Zeugen Jehovas geworden waren. Obwohl ich in einem Industrieort aufgewachsen bin, gab es nur wenige, die sich offen zum Agnostizismus oder gar zum Atheismus bekannt hätten. Eine religiöse sehr überschaubare Welt. Wir haben uns ausgekannt. Dann kam ich Anfang der 1970er Jahre nach Wien. Wien war damals zwar eine große Stadt, aber Weltstadt war es noch keine. Die Stadt lag irgendwie am Ende der freien Welt, rundherum in wenigen Kilometern Entfernung Zäune, die das damalige Europa in West und Ost gespalten hatten. Aber die religiöse Landschaft war dennoch

anders. Da gab es einige, allerdings meist kleine orthodoxe Kirchen, die jüdische Synagoge, der Stadttempel, das einzige jüdische Gotteshaus von mehr als fünfzig, das das Novemberpogrom – in Wien besonders abscheulich – stehen gelassen hatte und, ja und den Neubau einer Moschee. Erbaut mit Geld aus Saudi Arabien von Baumeister Richard Lugner, der sich jetzt um das Bundespräsidentenamt bewirbt, ein bisschen außerhalb der Stadt gelegen, ein Treffpunkt für die muslimischen Gastarbeiter aus Bosnien und der Türkei. Die Kronen Zeitung, Österreichs bekanntes und manchmal auch berüchtigtes Boulevardblatt, titelte „Wien wird Weltstadt!“. Das waren noch Zeiten! Gibt es doch keinen Moscheebau in unseren Tagen, gegen den nicht ausgerechnet die Kronen Zeitung massiv auftreten würde. Heute leben knapp zwei Millionen Menschen in Wien. Nicht einmal jeder du jede zweite davon ist römisch-katholisch, dabei war die Stadt durch Jahrhunderte so gut wie ganz katholisch. Rund 60 Tausend sind evangelisch, also lutherisch, reformiert, methodistisch. Gut dreimal so viele sind muslimisch und mehr als doppelt so viele orthodox. Die zweitgrößte Gruppe allerdings sind diejenigen, die

keiner Religionsgemeinschaft angehören, sei es, dass sie agnostisch oder atheistisch sind oder sich ohne Bindung an eine religiöse Gemeinschaft ihre Spiritualität selbst zusammenbauen. Der österreichische Religionssoziologe Paul Zulehner nennt sie die Religionskomponisten und -komponistinnen, eine Bezeichnung, die sicher gut zur Stadt der Musik passt. Ach ja, das muss auch dazu gesagt werden. Ein Drittel der Bevölkerung Wiens ist nicht in Österreich geboren und dieser Anteil wächst Jahr um Jahr. Innerhalb von vierzig Jahren, einer guten Generation, hat sich die religiöse Landschaft in Wien vollkommen geändert. Das wird sicher auch in anderen europäischen Städten und ganz bestimmt hier in Berlin nicht anders sein. Heute sind in Österreich 16 Religionsgemeinschaften staatlich anerkannt, darunter eben auch seit langem, seit mehr als hundert Jahren, der Islam. In dem Wohnhaus, in dem ich heute lebe, bin ich Nachbar von Buddhisten und Muslimen, Katholiken und Orthodoxen, Nichtreligiösen und Kopftuchträgerinnen, christlichen Familien aus Afrika und China und natürlich auch einige, die aus Deutschland zugewandert sind, denn die größte

Migranten/innengruppe in Österreich sind Deutsche. Die religiöse Pluralität ist zugleich eine ethnische. Damit hätte ich als Kind und Jugendlicher in meiner ethnisch und religiös überschaubaren Kärntner Heimat nie und nimmer gerechnet. Das evangelisch-katholische Verhältnis hatte sich eingespielt, aus dem Gegeneinander der Geschichte war zumindest ein friedliches Nebeneinander geworden. Die ökumenische Bewegung brachte dann erste zarte Pflanzen eines Miteinander. Von einer religiösen Vielfalt, wie ich sie heute Tag für Tag erlebe, war weit und breit nichts zu merken. In die Kirche wurde man hineingeboren, selten kam es vor, dass jemand von der einen in die andere übertrat.

Ich habe Ihnen diesen langen Anlauf zugemutet, weil ich denke, dass es gut ist, wenn wir uns deutlich machen, dass wir vor einer grundlegenden Veränderung der religiösen Landschaft in unseren Städten und Ländern stehen, die uns vor neue Herausforderungen stellt, die für die Älteren gar nicht leicht zu verstehen und zu meistern sind, für die Jüngeren ist das vielleicht anders, aber sicher bin ich

mir da auch nicht. Sicher bin ich mir nur, dass es angesichts dieser Lage ziemlich gewagt ist, wenn wir – wie es Evangelische gewohnt sind – zurückfragen und uns Orientierung holen in der Heiligen Schrift, bei Jesus selbst. Wie sollte er aus seiner Situation heraus etwas sagen können etwas uns zu sagen haben angesichts der völlig anderen Situation? Da kann man doch wirklich nur gespannt sein.

Es ist uns ja ein Bibelwort, ein Ausspruch Jesu mitgegeben und aufgegeben für unseren Gottesdienst und vor allem mir für meine Predigt: Es stammt aus dem Johannesevangelium und lautet: „Gott ist Geist und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten“ (Joh. 4,24). Auf's erste Hören klingt das fast wie aus der Aufklärungszeit, Geist und Wahrheit, als könnte und müssten wir Religion und Glauben auf die Vernunftgründe zurückführen und hätten uns damit viele Probleme erspart, die das Zusammenleben verschiedener Religionen und ihr Verhältnis zueinander mit sich bringen. Können wir nicht jede Religion zurückführen auf ihren geistigen, vernünftigen Kern, der dann zugleich die Wahrheit

über das religiöse Empfinden des Menschen zeigen würde? So hat man doch versucht nach den Schrecken der Religionskriege in Europa, diese tödlichen Gegensätze, die Religion und Glaube – ich sage es betont: die jede Religion und jeder Glaube auch in sich tragen können, zu überwinden. Heute haben wir in Europa gemeinsam die Überzeugung, dass Religionsfreiheit und die Freiheit des Glaubens oder auch des Nichtglaubens unaufgebbare Grundlagen des Zusammenlebens in der Vielfalt sind. In gewisser Weise ist die Religionsfreiheit das Herz der Menschenrechte, auf die sich Religionen ohne Wenn und Aber positiv beziehen müssen. Gewalt im Name einer Religion ist Gotteslästerung.

Aber langsam: Jesus war kein Aufklärer nach unserem Zuschnitt und auch kein Vorläufer der Moderne. Mit religiöser Pluralität hatte er zuerst einmal nichts am Hut. Er wusste sich gesandt zu den Kindern Israels und wollte nicht, dass Angehörige anderer Religionen von seinen göttlichen Kräften etwas abbekommen, sowenig die Hunde das zu Fressen bekommen sollen, was für die eigenen Kinder vorgesehen ist. Aber dabei

ist es - wie wir wissen - nicht geblieben. Ganz unbefangen erinnert Jesus an Angehörige anderer Völker und Religionen und stellt sie als gute Beispiele, ja als Vorbilder seinen Zuhörenden vor Augen: Die Witwe von Sarepta, die Menschen von Ninive, den syrischen Feldherrn Naemann und so weiter. Er heilt den Sklaven des römischen Hauptmanns von Kapernaum und die Tochter der syrophönizischen Frau, die er noch zuvor mit dem Bild vom Brot und den Hunden und den Kindern beleidigt hatte.

Jetzt war er unterwegs von Jerusalem wieder hinauf nach Galiläa, seine engere Heimat. Um dorthin zu gelangen musste er durch Samarien. Das galt damals als Ausland, bewohnt von Fremden, die einer anderen Religion anhängen. An einem Brunnen, der mit dem Erzvater Jakob in Verbindung gebracht wurde, blieb er allein. Da kam eine Frau, um Wasser zu holen und Jesus bittet sie: Gib mir zu trinken. Und so, mit dieser elementaren Äußerung, beginnt ein langes Gespräch. Ein typisches Jesusgespräch, wie wir an einigen Besonderheiten gleich sehen:

Zuerst einmal schert er sich nicht um ethnische Abgrenzungen. Eine wichtige Einsicht: Bis heute ist die Frage relevant, ob es Dialog zwischen den Religionen geben kann ohne zugleich einen Dialog der Kulturen zu führen? Beides ist voneinander zu unterscheiden, aber oft gehört eben auch beides zusammen. Das kann auch in ein und derselben Religion notwendig sein. Ich denke an die Beziehung der Evangelischen hierzulande mit den zugezogenen Russlanddeutschen oder an das Verhältnis der italienischen Waldenser zu den eingewanderten Reformierten aus Ghana oder an die Gemeinschaft, die kärntnerische Evangelische nach dem Zweiten Weltkrieg mit denen nach Österreich geflohenen Evangelischen aus Siebenbürgen gebildet haben. Eine Religion, aber verschiedene, oft sehr verschiedene Kulturen! Sie dürfen keine absolute Bedeutung erhalten. Wo nationalistische Ressentiments und populistische Abendlandrhetorik sich religiös verkleiden, sagt das Evangelium Christi Nein.

Dann spricht er völlig unbefangen mit einer Frau. Seine Jünger wundern sich darüber, als sie zurückkommen zu

dem Brunnen und sehen, was dort vor sich geht. Doch in Christus – so wird es dann der Apostel Paulus zusammenfassen (Gal. 3,28): In Christus ist nicht Sklave noch Freier, nicht Grieche noch Barbar, nicht Mann noch Frau, alle sind eins. Die Verschiedenheit, die Diversität, die Vielfalt bleibt bestehen, aber sie hat ihre trennende, spaltende Wirkung verloren. Mitten in einer Welt der Ausgrenzung und der Asymmetrien stellt sich Jesus auf die gleiche Ebene mit seiner Gesprächspartnerin und lebt die Anerkennung und den Respekt, ohne die es keinen Dialog geben kann. Wie wollen wir glaubwürdige Dialogpartner sein für Religionen, wenn wir nicht zugleich für sie dieselben Rechte einfordern, die uns zustehen? Gleichzeitig dürfen wir nicht müde werden, diese Rechte der Religionsfreiheit auch überall dort einzufordern, wo Menschen wegen ihres Glaubens unterdrückt und verfolgt werden und zu Opfern von Terror und Gewalt. So wird uns Jesus zum Vorbild, wenn wir mit anderen in Beziehung treten, dass niemand ausgeschlossen sein soll, dass es um eine umfassende Beziehungskultur geht, an der alle beteiligt sind. Für heute kann das heißen, dass das Gespräch der Religionen nicht nur

den meist männlichen Vertretern der Religionsgemeinschaften überlassen werden darf. Es braucht die Beziehungsarbeit der Frauen, das gemeinsame Spiel der Kinder, das Miteinander Lernen, das gegenseitige Besuchen in den Wohnungen und in den Gotteshäusern, das Gebet und das Feiern.

Das Dritte: Jesu Gespräch mit der Samariterin findet an einem öffentlichen Ort statt. Jederzeit können an dem Brunnen Menschen zusammenkommen. Dort ist nichts privat. Ich lerne daraus, dass denen nicht nachgegeben werden darf, die heute bei uns Religion aus dem öffentlichen Raum ins Private abdrängen möchten. Sie unterliegen ja dem Irrglauben, dass man sich dann die mühevollen und nicht immer leichte Beschäftigung mit Religion ersparen könnte. Dabei ist es nicht nur ein Recht oder gar ein Privileg, wenn Religionen im öffentlichen Raum gelebt werden und sichtbar sind, sondern auch ein wichtiger Schritt, dass Religionen sich selbst erklären, ihre Grundlagen verständlich machen und sich auch Rückfragen, wenn es sein muss auch kritischen Rückfragen aussetzen.

Und schließlich viertens: Das Gespräch Jesus mit der Frau am Brunnen beginnt mit einer Alltagserfahrung. Es geht um das Wasser. Das ist primär. Erst wenn die Grundbedürfnisse gestillt sind, kann es das vorsichtige aufeinander Zugehen geben, das Überschreiten der Grenzen von Kultur und Religion, letztlich die Überwindung von Fremdheit, Furcht und Misstrauen. Jesus kehrt ja dann sogar bei ihr ein und bleibt zwei Tage zu Gast. Aber das ist einmal das Erste: Dass alle genug zu Essen und zu Trinken haben, Wohnen, medizinisch versorgt sind, sich beteiligen können am Leben in der Gemeinschaft, Arbeit und Bildungsmöglichkeiten und noch vieles mehr, was wir heute denen schulden, die zu uns gekommen sind und weiter kommen und weiter kommen werden. Es gibt keinen Dialog der Religionen ohne Sorge dafür, dass die Güter der Erde gerecht verteilt sind und niemand liegen gelassen wird. Die von Ungerechtigkeit geprägte, ja zerrissene Welt kommt zu uns und fordert uns heraus, Gerechtigkeit zu leben für alle.

Jetzt, so denke ich, verstehen wir, was es heißt, Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten. Mit

Vertrauen und Offenheit begegnen wir den anderen. Nicht, weil wir selbst so vertrauenerweckend oder vertrauensselig und blauäugig sind oder so offen nach allen Seiten, dass man uns mit Recht nachsagen könnte, wir wären nicht ganz dicht, sondern weil uns Gott in Jesus mit radikaler Gnade begegnet und immer zuvorkommt, weil er uns Vertrauen und Offenheit entgegenbringt wie Jesus dieser fremden Frau am Jakobsbrunnen.

So ermutigt uns das typisch evangelische Verständnis des Glaubens von der radikalen, voraussetzungslosen und bedingungslosen Zuwendung Gottes dazu, mit den Unterschieden in einer positiven, lebensdienlichen, zukunftsdienlichen, Weise leben zu lernen und damit auch ein Beispiel zu geben für die Gesellschaft, in der wir leben. Sie braucht es. Sie braucht es dringend. Weil Fanatiker aller Seiten nichts anderes im Sinn haben, als die Gesellschaft zu spalten, in Gläubige und Ungläubige, in die, die dazugehören und die, die draußen bleiben müssen. Das ist eine zerstörerische Art, mit Vielfalt und Unterschieden umzugehen. Dagegen stellt sich christlicher Glaube und christliches

Leben mit aller Kraft. Die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit bejaht die Vielfalt der guten Schöpfung, freut sich am unberechenbaren Wehen und Brennen des göttlichen Geistes und folgt ihrem Herrn Jesus Christus in seiner Zuwendung zu allen Menschen.

Jetzt habe ich Sie einen weiten Weg geführt und dafür ihre Geduld auf eine harte Probe gestellt. Von einem kleinen Ort im fernen Kärnten in den 1960er Jahren über einen Brunnen im heute von Israel besetzten Gebiet im Jahr 30 nach Null bis zum Europa von heute. Ob dieser Weg auch in Berlin angekommen ist, werden sie selber entscheiden. Egal, wo wir sind und was wir sind und wie wir glauben – der Friede Gottes ist uns zugesagt: Der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Jesus Christus. Amen.